

Die Zweite Welt

Nr. 42

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von H. Fries-Schwenzen.

(Fortsetzung.)

XV.

Es ist Herbst, September, etwas frisch, aber es ist geradezu ein Gemisch, diese kühle, herbe Luft einzuathmen nach dem schwülen, staubigen und trockenen Sommer. Agestiu hat während der letzten zwei Monate reine Martern ausgestanden. In einem kleinen Zimmer auf der Sonnenseite täglich acht Stunden Schreibarbeit, das war um aus der Haut zu fahren! Er hatte, um das Nöthige zum Lebensunterhalt zu verdienen, mit lithographischer Tinte agrarische Vorträge zum Zweck der Vielfältigkeit abschreiben müssen. Seine Schüler waren entweder Studenten geworden, oder sie waren durchgefallen. Die Zeitungsartikel, lyrische Gedichte oder Novelletten, die er bei den verschiedenen Redaktionen anzubringen bemüht war, wurden alle abgelehnt. So war er auf den kümmerlichen Verdienst angewiesen, den sein Abschreiben ihm einbrachte. Endlich war doch der Druck seines Buches beendet, und er bekam das ganze Honorar ausbezahlt.

Es ist Abend; Agestiu hat zum ersten Mal in seinem Leben die Tasche voll Geld und befindet sich auf dem Wege nach dem „Grand“, wo ihn einige Kollegen erwarten.

Karl-Johan ist belebt wie immer. Die neugeborenen Studenten, die jetzt von ihren Ferien zurückgekommen sind, nachdem sie in der Heimath d'e Mädchenherzen gefährdet und in Brand gesteckt haben, bilden die Majorität unter den Spaziergängern. Sie sind jetzt oben auf, denn sie haben ihren „Duff“.* Vor ihnen liegt das Leben wie eine Rutschbahn, sie haben den Thurm bestiegen und brauchen sich nur in den Wagen zu setzen, am liebsten zu Zweien natürlich, und in den Sommerferien haben die Meisten schon vorbereitende Schritte getroffen. Sie gehen da und kosen mit ihrem Duff, der für gewöhnlich auf der Schulter getragen wird. Einige haben ihn kokett um den Hals gewickelt, andere lassen ihn von der einen Schulter bis zur anderen fliegen. Wenn eine halbe Schöne vorübergeht, ergehen sie sich in einem kühnen Scherz, vielleicht zum ersten Mal, vielleicht auch nicht, aber einerlei, jetzt können sie sich Alles erlauben, denn sie haben ihren Duff.

Eine Droschke kommt in voller Fahrt die Straße herab. Zwei neugeborene Studenten sitzen darin und zwei laut lachende und kreischende Damen. Die Leute drehen sich um, Einer lacht darüber, ein Anderer schüttelt den Kopf. Hinter ihnen kommt eine von Nyquist's eleganten Equipagen, darin sitzen ein Student und eine sehr junge und sehr hübsche Dame. Es sind Bastian Lange und seine Geliebte, Lovisa Borg.

* Duff ist eine riesige seidene Troddel an der Mütze, das Abzeichen des norwegischen Studenten.

Seit Agestiu ihn an jenem Abend dem Kellner in die Arme geworfen, hat Herr Bastian eine förmliche Zuneigung für ihn gefaßt; als er am nächsten Tage kam, um seinen Lehrer zur Rechenschaft zu ziehen, und dieser ihm den Standpunkt klar machte, wurde er von der größten Hochachtung einem Manne gegenüber ergriffen, der seine Bege in so origineller Weise zu begreifen wußte.

Bastian hat Agestiu gesehen, läßt den Wagen halten und ruft seinen Namen. „Ich muß Ihre Hand drücken, ich muß Ihnen gratuliren!“ ruft er mit fallender Stimme.

„Gratuliren? . . . Wozu?“

„Zu Ihrem neu herausgekommenen Buche! Ich habe es schon gekauft, bin aber nicht dazu gekommen, es zu lesen. Aber ich habe die Kritiken gelesen. Nun, sagen Sie selbst, sind Sie jetzt zufrieden?“

„Gewiß, die Kritiken waren bis jetzt sehr gnädig, aber es ist noch nicht aller Tage Abend.“ Agestiu tritt an den Wagenschlag heran und sieht jetzt das junge Mädchen, das im Rücksitz behaglich zurückgelehnt, ihn halb von der Seite erröthend beobachtet. Sie hat ein reizendes Gesicht; ein vollendetes Oval wird von einer schwarzen Halskrause nach unten abgeschlossen, natürlich gewelltes, kastanienbraunes Haar umgiebt die weiße Stirn.

„Auch ich gratulire!“ lacht sie.

„Zu meinem Buch? Was wissen Sie davon?“

„Bis jetzt garnichts, aber ich will es mir kaufen.“

„Ich schenke es Dir, mein Engel!“ kispelt Herr Bastian.

Der Wagen ist fort, Agestiu geht weiter.

„Das Abendblatt, das Abendblatt! Kaufen Sie das Abendblatt! Ich habe gerade noch eins.“

Agestiu bleibt auf dem Trottoir stehen, holt ein Zehnkrönerstück hervor und steckt die Zeitung in die Tasche. Er erwartet jeden Tag, daß dieses Blatt eine Besprechung seines Buches bringen soll. Einige Minuten darauf kehrt er im „Grand“ ein, findet einen freien Tisch und setzt sich hin.

„Kellner . . . ein Glas Bier!“

Jetzt kommt die Zeitung dran: Literatur. Zwei Novellen von Augustinus Klöften. Ammerthal's Verlag. Nach einer längeren Auseinandersetzung der Handlung und des Milieus folgt eine äußerst anerkennende Besprechung der Stimmung und der stilistischen Behandlung. Der Artikel schließt mit folgenden Worten: „Wir dachten, die Zeit der idyllischen Bauern-Novelle wäre vorüber. Vom modernen realistischen Standpunkt aus betrachtet, liegt unseugbar die Romantik der sechziger Jahre, in deren Sphäre Herr Klöstens zwei Novellen eigentlich hineingehören, etwas fern. Indessen bietet sie uns etwas Neues. Es ist eine Art Symbolik, poetisch geistreich

und fesselnd, wie nichts von alledem, was uns bis jetzt von dieser Gattung bekannt wurde. Somit bezeichnet Herr Klöstens Debut einen neuen Durchbruch in der Literatur, den wir mit Freude begrüßen.“

Agestiu steckt die Zeitung in die Tasche. Dann ruft er den Kellner und bestellt eine importirte Havanna-Zigarre. Auf diese Kritik hin kann er sich das leisten. Er lehnt sich behaglich in den Fauteuil zurück und beobachtet mit einem eigenen Gefühl des Wohlbehagens den zierlichen, blauen Rauch seiner ersten echten Havanna. . . . So war es doch wirklich wahr, er, Agestiu Klöften, war durchgedrungen! . . . Wie würde Magnhild sich freuen! Er wollte ihr die Kritik schicken, morgen noch wollte er ihr einen langen Brief schreiben, er hatte sie wirklich etwas vernachlässigt. Jetzt war sie also Schülerin der Hochschule, wer weiß, wie viel Kampf es ihr gekostet hatte, ihren Willen durchzusetzen, denn Knud war nicht dumm. Er hatte schon verstanden, daß für sie der Unterricht eine Brücke zu ihm hinüber sein würde, zu ihm, der mit jedem Jahre, das er in der Metropole der Kunst und der Literatur verlebte, sich einen gewaltigen Schritt von ihr, dem einfachen Landmädchen, entfernen mußte. . . . Ja, that er das wirklich? . . . Er sah nachdenklich dem blauen Rauch seiner Zigarre nach und fuhr sich mit der Hand über das Kinn. War es wirklich so, daß er sich von ihr entfernte? Außerlich vielleicht, aber innerlich doch nicht. Aber das Äußere spielt oft eine ausschlaggebende Rolle hier im Leben — in der Liebe auch. . . .

Die großen, verschlebbaren Spiegelglaswände, die das Café von der auf demselben Niveau liegenden Straße trennten, waren herabgelassen. Agestiu's Tisch befand sich hart an einer solchen Glaswand, er konnte deutlich Alles sehen, was draußen auf dem Trottoir vor sich ging. Das intensiv pulsirende Hauptstadtleben, das rastlos Genußsüchtige, das darin wob und summt, sang und klang, prozig brauste, listig säuselte, das zog ihn an und füllte ihn mit Sehnsucht nach Genuß und Freude. . . . und plötzlich sieht er sie, das junge Mädchen im Wagen neben Bastian Lange, vor sich, fühlt ihren Blick auf sich ruhen, und ein sinnlicher Schauer durchfährt ihn.

Da kommen seine Kollegen, Christian Johnsen, Peter Lie und Arne Ving.

„Agestiu ist der Erste, wie ich sehe,“ sagt Johnsen mit einem müden Lächeln und hängt seinen Hut auf. Johnsen ist still und verschlossen, seit er seine Braut verloren. Sie starb in seinen Armen, acht Tage nach jenem Abend im Mai, da er telegraphisch an ihr Krankenbett gerufen wurde.

„Wenn Du nicht so halsstarrig gewesen wärest, hätten wir auch die Ersten sein können,“ bemerkt Peter Lie.

Peter Lie ist ein untersehter, rothhaariger Mann in der Mitte der Vierziger. Er hat schon längst als Dichter seine Sporen verdient. Zwar sind seine Stücke konsequent von allen Bühnen zurückgewiesen worden, an die er sie eingeschickt hat, sie sind aber gedruckt worden, werden viel gelesen, und eine starke Gruppe unter den Literaten bezeichnet sie als geradezu epochemachend in der dramatischen Literatur. . . . Es ist etwas Neues, was er will; worin aber dieses Neue besteht, darüber sind sogar seine Anhänger nicht ganz einig, und er selbst umgiebt sich mit einem nebligen Nimbus, durch welchen es manchmal schwer genug ist, Schwarz von Weiß zu unterscheiden.

Aggestin hat pflichtschuldigst seine Dramen gelesen und sie stellenweise recht interessant und talentvoll, stellenweise aber recht platt und abgeschmackt gefunden.

Als er gelegentlich diese Ansicht Johnsen gegenüber äußerte, machte dieser ein komisch-ernstes Gesicht. „Was Du da platt und abgeschmackt findest, ist ja gerade Das, was Peter Lie's Bewunderer am allerschönsten finden, und in dem Nebelhaften soll gerade seine Genialität zu suchen sein. Es ist aber nicht Jedem gegeben, Das zu finden, was er sucht. . . . So will ich es Dir unter dem Siegel der Verschwiegenheit bekennen, daß es mir gerade so gegangen ist. Aber wer weiß, mein lieber Aggestin, was wir nach zehn Jahren finden werden. Ich muß dabei an das vortreffliche Märchen von H. C. Andersen, „Das neue Kleid des Kaisers“, denken. In der Wirklichkeit geht der Kaiser im Hemd spazieren, aber da der kaiserliche Befehl also lautet: Wer mein neues Kleid nicht sehen kann, ist dumm oder schlecht, sieht das ganze Volk das Kleid, was garnicht da ist, und jubelt ihm seinen Beifall zu.“

Peter Lie ist ein mächtiger Mann, und es wäre unklug, ihn vor den Kopf zu stoßen. Er hat sich gelegentlich ganz gnädig über ein von Aggestin geschriebenes Stück geäußert, welches er ihm in Manuscript zu lesen gegeben hat, und Aggestin muß es überhaupt als eine Ehre ansehen, daß ein Mann mit seinem Ansehen sich mit einem jungen und bis jetzt gänzlich unbekanntem Dichter einläßt.

Die Herren setzen sich an den Tisch, der Kellner eilt herbei, und Arne Bing bestellt eine Flasche Hemmeln und vier Soda.

„Du wolltest uns im Stiche lassen, Johnsen?“ sagt Aggestin und klopft dem Freunde die Schulter. „Ach ja, Du weißt, ich bin nicht so sehr für das Nachtschwärmen, ich sitze lieber allein für mich und lese.“

„Man kann aber auch zu viel allein sein.“

„Ach ja — gewiß, ich erkenne es auch sehr an, daß Ihr mich mithaben wollt, so langweilig und mürrisch wie ich bin, aber . . .“ Johnsen schwieg und fuhr mit der Hand über das magere Gesicht. „Uebrigens müßt Ihr es mir nicht übel nehmen, wenn ich Euch früh verlasse; ich muß morgen um vier Uhr aufstehen. . . .“

„Was hast Du denn vor?“

„Ich habe vierzehn Tage Urlaub bekommen und gehe auf die Jagd.“

„Allein?“

„Ja, allein. Ich fühle mich am wohlsten, wenn ich allein im Walde bin — mit meinen Hunden.“

Es tritt eine Pause ein. Arne Bing nimmt das Abendblatt, das Aggestin auf einem Fauteuil hatte liegen lassen und durchfliegt es mit den Augen.

„Dommerwetter! . . . Haben Sie das gelesen — diese Kritik über Ihr Buch im Abendblatt? Sie können sich freuen. . . .“

Peter Lie nimmt ihm die Zeitung aus der Hand und liest den Artikel mit einem stillen Lächeln.

„Jedenfalls bin ich mit dem Kritiker einig, wenn er sagt, daß die Zeit der idyllischen Bauernnovelle von rechts wegen vorbei sein müßte.“

Johnsen nickt beistimmend, indem ein ironisches Lächeln seine Lippen kräuselt. „Ganz gewiß, ebenso wie die der Krinolinen.“

Die Anderen sehen ihn verwundert an. . . . Was war das? . . . Johnsen machte Wige!

„Was haben die Krinolinen mit der Literatur zu schaffen?“ fragt Peter Lie.

„Genau so viel, wie die Mode mit der Kunst.“

„Darin glaube ich doch, daß Du Dich irrst.“

Alles hier in der Welt ist den Befehlen der Umwandlung unterworfen. Es liegt in der Luft, wenn etwas Neues kommen muß,“ warf Arne Bing ein.

„Ja, ja, etwas Neues müssen wir haben.“

„Aber hier haben Sie ja etwas Neues! Hier steht es ja schwarz auf weiß, daß Aggestin's Symbolik funkelnagelneu ist.“

Ein mitleidiges Schulterzucken ist die Antwort.

„Die Romantik muß wiedergeboren werden; eine Romantik mit neuen Idealen liegt in der Luft,“ lächelt Arne Bing.

„Das sind nun meiner Ansicht nach Phrasen; die Kunst ist etwas Persönliches und soll unabhängig von der Mode sein, sie hat nichts mit der Luft zu thun.“

„Ach, reden wir doch lieber über etwas Anderes,“ brummt Peter Lie. „Sieh doch, da kommt unser edler Protektor Danielsen mit seiner schönen Frau. Beeile Dich, Arne, und komme dem Gatten zuvor, sonst hilft er ihr am Ende den Mantel ablegen.“

Diese Aufforderung war ganz überflüssig; Arne Bing war so schnell wie eine Kugel dahin geschossen, um der schönen, jungen Dame beim Ablegen behülflich zu sein. Sie war eine aparte Erscheinung: Mittelgroß und gut gewachsen, hatte einen kleinen, sehr hübsch geformten Kopf auf festem, schön geschwungenem Hals. Das Gesicht war klein und rund, und strahlte vor Lebenslust und Uebermuth. Ihre Augen waren groß und blau, das Näschen, ein allerliebste Stubsnäschen, protestirte siegreich gegen alle klassischen Schönheitsregeln, aber der Mund war doch das Hübscheste an ihr. Roth, klein und anmuthig öffnete er sich alle Augenblicke, um eine Reihe perlensweißer Zähne hervorschimmern zu lassen.

Peter Lie gab dem reizenden Kinn mit dem lachenden Grinsen den Preis. „Sehen Sie nur dieses Kinn an,“ flüsterte er Aggestin zu, indem er sich mit dem Ellbogen über den Tisch legte. Sein podernarbiges Gesicht mit den großen hervorstehenden Augen bekam etwas faunenhaft Lüsternes. „Ist es nicht zum Hineinbeißen? Muß nicht selbst der thranigste Häringsbändiger bei seinem Anblick ein Krübbeln in den Fingern nach Thon oder Wachs bekommen, um dieses wonnige Kinn zu modelliren? . . . Passen Sie auf, sie guckt immerwährend hierher. Entweder hat sie es auf mich oder auf Sie abgesehen! . . . Ach ja, die kleine Frau Babbi, sie hat es dick hinter den Ohren. Nur sehen Sie doch, wie sie ihren Mann links liegen läßt.“ . . .

„Was ist ihr Mann für ein Mensch?“ fragt Aggestin.

„Da sehen Sie ihn ja. So ist er, wie er aussieht, eine gutmüthige, aber sehr reiche Kull.“ Plötzlich flüstert der rothhaarige Dichter eifrig: „Abscheulicher Mensch! Ihre Blicke gelten mir nicht, sondern Ihnen. Ich ermorde Sie!“

Aggestin lacht: „Sie sind ja verheirathet.“

„Verheirathet, ja, allerdings, und zum zweiten Male. Meinem Sie etwa, daß das ein wirksames Mittel sein sollte, um den Reizen einer Frau Babbi widerstehen zu können?“

„Wie nennen Sie die Dame? . . . Babbi?“

„Babbi, ja. Sie heißt Barbara, aber alle Welt nennt sie Frau Babbi.“

Peter Lie leerte sein Glas. Darauf stützte er den Kopf in die Hand und sah träumend vor sich hin. „Ach ja, die Frauen, die Frauen!“ flüsterte er, wie von seinen Gefühlen ganz benommen. Plötzlich reißt er ein Notizbuch aus der Tasche und schreibt einige Minuten ganz eifrig.

Johnsen hat ihn während der ganzen Zeit mit einem farsastischen Lächeln beobachtet. Jetzt erhebt er sich und reicht Aggestin die Hand.

„Es ist bereits elf Uhr, ich gehe nach Hause.“

„Adieu, lieber Freund, viel Vergnügens auf der Jagd. Ich darf Dir ja kein Jagdglück wünschen, aber dafür wünsche ich Dir alles andere Gute.“

„Ach, Dem wäre es zu wünschen, daß ein niedriges und kluges Schneehühnchen ihn beim Krübs kriegte, damit er wieder Mensch würde,“ lacht Peter Lie und schüttelt dem Jäger die Hand.

Arne Bing kommt rasch zurück: „Willst Du schon gehen? Wie schade! Frau Babbi hat soeben den Vorschlag gemacht, daß wir unsere Tische zusammen rücken.“

„Ja, rücke Du nur mit ihr zusammen — ich rücke aus. Gute Nacht.“ . . .

Aggestin wird der schönen Frau Babbi und ihrem Mann, dem Großhändler Danielsen, vorgestellt. Sie empfängt ihn mit einem sehr gnädigen Lächeln und mit der Versicherung, sie breime darauf, sein Buch kennen zu lernen; gekauft habe sie es schon. Der Großhändler ist im Begriff, die Weinkarte zu studiren; seine Frau wirft ihm hin und wieder ungeduldige Blicke zu. Schließlich sagt sie: „Wozu immer die langweilige Weinkarte, Adolph? Du weißt ja, daß es für mich nur einen Wein giebt.“

„Ja, mein liebes Kind, Du bist hier aber nicht die Einzige . . .“ magt der Gatte einzunehmen.

„Das wollen wir doch sehen!“ ruft die schöne Frau lachend, wendet sich mit einer koketten Bewegung an Aggestin und fragt: „Trinken Sie gern Champagner?“

„O, gewiß!“

„Und Sie, Arne?“

„Das wissen Sie ja. Was Sie trinken, das trinke ich auch.“

„Peter Lie, das Schenjal, frage ich nicht, er ist im Stande, nein zu sagen, nur um mich zu ärgern. Ich weiß aber, daß er gern Champagner trinkt.“ Mit diesen Worten zieht Frau Babbi ihrem Mann die Weinkarte fort und fügt übermüthig hinzu: „Wir wissen Alle, was wir trinken wollen.“

Der Chemann lacht gezwungen und zuckt die Schultern mit einer Miene, als wollte er sagen: „Ja, so geht's! Wer eine so schöne Frau hat, der muß sich auch etwas gefallen lassen.“

Großhändler Danielsen ist ein ganz stattlicher Herr in der Mitte der Vierziger, er hat ein volles, rundes, rothes Gesicht und trägt einen langen strohgelben Backenbart. Die hohe Glase ist wie polirt, da, wo die von der Rückfassade gemachte Anleihe den Glanz nicht verdunkeln und bemänteln kann.

Zwei Flaschen Roederer werden gebracht. Der Kellner öffnet die eine und stellt die andere in den Eistübel. Frau Babbi führt das Wort; sie ist drollig und kokett und unterhält sich mit Allen. Doch wendet sie sich meistens an Aggestin, der sich verhältnißmäßig passiv verhält, während die beiden Anderen, jeder auf seine Weise, bemüht sind, die Aufmerksamkeit der schönen Frau auf sich zu lenken: Arne Bing, indem er ihr Komplimente über Komplimente sagt und versichert, er habe schon drei Gedichte auf sie geschrieben, Peter Lie dagegen, indem er ihr widerspricht, sie auf alle erdenkliche Weise reizt und versucht, sie in Widerspruch mit sich selbst zu bringen. Dabei studirt er sie mit einem schlaunen Blick aus seinen großen vorstehenden Augen, er genießt ihr Erörtern, das Mienenspiel um den reizenden Mund. Sein Blick verläßt sie nicht, nimmt sie in sich auf, genießt sie wie den feurigen Wein, den er in häufigen, tiefen Zügen trinkt.

Der Chemann schließlich, der ein unverkennbares Gefühl davon hat, daß er das fünfte Rad am Wagen ist, weiß nicht recht, ob er hier oder da einfallen, hier oder da unterstützen oder widersprechen soll, er weiß nur eins mit absoluter Sicherheit, daß er nachher den Champagner und die feinen Havannas zu bezahlen hat.

„Sie kommen vom Theater?“ fragt Aggestin.

„Ja,“ beeilt sich der Gatte zu beantworten. „Wir haben Fräulein Stang's Debut, „Nora“, gesehen.“

„Und wie hat sie Ihnen gefallen?“

Die Frage war an Frau Babbi gerichtet, darum schweigt Herr Danielsen; ganz unmerkbar thut er einen Seufzer, legt sich in den Fauteuil zurück und blinzelt hinauf in den blauen Zigarrenrauch.

„O, sie war nicht schlecht, aber mir gefällt das Stück nicht. So dumm sind wir Frauen nicht.“

„Das müssen Sie erst beweisen,“ entgegnet ihr Peter Lie.

„Unsinn! Aber sagen Sie doch, habe ich nicht Recht? Ist es denkbar, daß eine erwachsene Person und Mutter von mehreren Kindern nicht wissen soll, daß sie auf einem Wechsel die Namensunterschrift eines Anderen nicht fälschen darf?“ Frau Babbi klatscht die kleinen Hände mit den rothigen Fingerspitzen zusammen und ruft mit Ueberzeugung: „Nein, so dumm sind wir Frauen doch nicht!“

„O, sagen Sie das nicht,“ neckt der rothhaarige Dichter.

Mit blitzenden Augen wendet sie sich gegen Lie: „Von Ihnen hätte ich diesen Angriff auf die Frauen nicht erwartet. Ich dachte, Sie wären gerade der Ansicht, daß die Frauen so schlau, so verschlagen wären. Wissen Sie, das einzig Kluge, was die gute Nora thut, ist, daß sie ihrem Mann wegläuft.“

„Ach, Sie sind himmlisch!“ ruft Arne Bing und sieht Frau Babbi entzückt an.

„Und Sie sind langweilig,“ lautet die wenig ermunternde Antwort. „Anstatt stumm wie ein Fische da zu sitzen, könnten Sie mir doch gegen das Schicksal da helfen. Aber ich bin selbst dumm. . .“

„Quod erat demonstrandum!“ unterbrach sie der unverbesserliche Peter Lie.

„Ich bin dumm, daß ich Ihnen antworte, wollte ich sagen,“ ruft Frau Babbi und schlägt ihn mit ihrem Fächer über die Finger. „Sie sind gräßlich, mit Ihnen will ich garnichts zu thun haben.“ Sie wendet sich wieder an Agestin, fragt ihn über seine Heimath aus, lobt die Schönheit der dortigen Natur, die sie von ihrer Hochzeitsreise kennt, und erweist ihm ein Interesse, um das er von seinen Kollegen und vielleicht auch von ihrem eigenen Mann beneidet wird. Arne Bing, der ihre Augen nicht sehen kann, weil sie sich immer an Agestin wendet, bewundert indessen ihr Ohr und läßt seine Bewunderung laut werden.

„Ihr Ohr ist wie ein Gedicht!“ lispelt er. „Die graziosen Schwingungen und Linien seiner Muschel sind wie die Rhythmen und die Reime des Liedes. Sein liebliches Erröthen. . .“

„Nuh, höre doch auf, Mensch!“ unterbricht ihn Peter Lie. „So ein Lyriker ist doch ein ganz unmögliches Geschöpf!“

Frau Babbi hat indessen garnicht aufgehört; sie neigt sich zu Agestin und spricht leise weiter.

„Nein, in vollem Ernst, sieh doch das Ohr in dieser Beleuchtung an und bewundere, was wahrhaft schön ist. Wie flammt und glüht der Brillant im Ohrring. Ist es nicht eine Pracht?“

Ohne aufzusehen löst Babbi den Ohrring ab und reicht ihn dem begeisterten Lyriker über den Tisch: „Da, Sie sind ja kurzfristig.“ Es wird gelacht, die Gläser werden gefüllt, Frau Babbi hebt den geschliffenen Kelch, in dem der edle Wein schäumt und perlt, und führt ihn an ihre frischen rothen Lippen. Sie bremt einen Blick in Agestin's Auge und dann sagt sie leise, vertraulich: „Auf das Gelingen Ihres ersten Buches.“

Agestin trinkt und findet Frau Babbi reizend; er bemerkt aber nicht, wie die Augen des Gatten einen sonderbar trüben Ausdruck bekommen, er sieht nicht, wie ein müder, trauriger Zug um den Mund vibriert, um schließlich einem konventionellen, fast blöden Lächeln zu weichen, indem er leicht mit der Hand auf den Tisch schlägt und mit gemachter Heiterkeit ausruft: „Nein, nun mag ich dieses süße Zeug nicht länger trinken! . . . Kellner, ein Pjotter!“

XVI.

Zwei Tage darauf machte Agestin beim Großhändler Danielsen einen Besuch und zwar zu einer von Frau Babbi bestimmten Zeit. Ihr Mann war nicht zu Hause, was Frau Babbi sehr bedauerte; er müsse also schon mit ihr „vorlieb nehmen“. Sie saßen in dem originell eingerichteten Salon, dessen Möbel alle im altnorwegischen Stile gehalten und darum weniger bequem, als dem Auge gefällig waren. Echte Kalkæder* hingen an den Wänden. Ein alter geschuigter Schrank nahm die eine Wand zwischen den zwei Thüren ein, die mit allerlei originellen Sprüchen bemalt waren. An dem mit Bugenscheiben versehenen Fenster stand ein altes Spinnrad, und unter der Decke hing ein aus einem mächtigen Glageweiß konstruierter Kronleuchter. Das ganze Zimmer war, so weit es sich mit der modernen Banart des Hauses vereinigen ließ, im altnorwegischen Stile gehalten. Das machte gleich bei seinem Eintritt einen sympathischen Eindruck. Mit jener breiten Zuverlässigkeit im

* Kalkæder sind alte norwegische gewebte Teppiche.

Toufall und in der Art, sich auszusprechen, die ihn als den noch unverdorbenen Sohn des Thales bezeichnete, gab er seiner Freude über Alles, was er hier sah, Ausdruck. „Es ist mir Alles so anheimelnd, so norwegisch,“ sagte er.

(Fortsetzung folgt.)



Ueberbleibsel aus der Urzeit.

Von G. Schenkling.

Seit dem 14. Juli 1770, an dem Cook und seine Begleiter an der eben entdeckten Ostküste des australischen Festlandes eine Herde Riesentänguruchs aufscheuchten, behauptet dieser jüngste Kontinent seinen Ruf als zoologisches Wunderland. Und wahrlich, die Thier- und Pflanzenwelt Australiens bietet ein derartig eigenthümliches Bild, daß man von einer „verkehrten Welt“ zu sprechen fast berechtigt ist.

Zunächst muß schon der eigenartige Charakter der Landschaft und der Wälder unser Interesse erregen. Das fruchtbare Land darf hier nicht am Mittellauf und an der Mündung der Flüsse gesucht werden, es liegt an der Quelle derselben. Die Vegetation, die bei uns von der Thalsohle nach der Höhe zu abnimmt, ist dort gerade auf den Bergspitzen am üppigsten. Die schattigen Wälder, die wir zur heißen Sommerzeit so gern aufsuchen, sind dort lichtreiche Plätze; nicht nur, daß ihre Bäume weit genug voneinander enifernt stehen, um eine Verührung der Kronen unmöglich zu machen, auch das Unterholz fehlt, wodurch der australische Wald ein mehr parkähnliches Aussehen erhält. Zudem sind auch die Bäume (Eukalypten, Kasuarinen und Akazien, welche die Hälfte aller Pflanzenindividuen ausmachen) an und für sich nicht geeignet, kühlenden Schatten zu spenden, denn ihre Blätter nähern sich in ihrer Form den Nadeln unserer Koniferen, und sind nicht mit ihrer Breitseite, sondern mehr mit ihrem Rande der Sonne zugewendet. Während bei uns die Flora einer Gegend das Gesamtprodukt der mannigfaltigsten Pflanzenarten ist, zeigt in Australien die Landschaft vielfach auf weite Strecken hin nur eine einzige Thier- und Pflanzenart. Die Wiesen bilden keine zusammenhängende Grassteppen, sondern einzelne Grasoasen. Die Bäume werfen nicht ihr Laub, sondern ihre Rinde ab, wie wir aus Henderson's Beobachtungen wissen. Die neuholländische Birne, ein Strauch aus der Familie der Proteaceen, zeitigt Früchte, die mit ihrem verdickten Ende am Stiele aufsitzen, anstatt mit dem verjüngten, wie es bei uns der Fall ist. Bei der australischen Kirse umschließt das Fruchtfleisch nicht den Stein, sondern dieser sitzt außerhalb auf der Frucht. Das wäre etwas für unsere Hausfrauen: die mühselige Arbeit des Aussterrens der zum Einmachen bestimmten Früchte bliebe ihnen erspart, und sicherlich kämen auf den australischen Tisch nur entkernte Kirsen als Kompott, wenn, ja wenn die Kirsen Neuhollands ebenso saftreich wären wie unsere Herz- und Glaskirschen. Das sind sie aber nicht, denn die australische Kirse ist gar keine Kirse, sondern das erbsengroße, beerenförmige, rothe oder gelbe Erzeugniß eines Strauches, von dem die Frucht nur den beerenartig verdickten Fruchtstiel bildet. „Daher erklärt sich,“ sagt Dr. K. Müller in seinem „Buch der Pflanzenwelt“, „das Wunder sehr einfach, daß die eigentliche Frucht, der steinige Same, auf der dem Stiele entgegengesetzten Seite wächst.“ Immerhin bringt aber das Neuzere der übrigens wenig schmackhaften faden Frucht den Eindruck hervor, als läße der Kern außen statt innen.

So kurios, wie es in der neuholländischen Pflanzenwelt aussieht, so ist es auch in der Thierwelt. Man kennt lange schon den schwarzen Schwan, der Australiens Gewässer belebt, heute noch dem Laien ein Symbol der verkehrten Welt, obwohl dem Naturforscher nicht so besonders merkwürdig. Und je tiefer man schante, ob man auch noch so skeptisch sein wollte, um so mehr Wunder sah man. Stukufe in Fasongröße liefen am Boden und eine Gule schrie: „Stukuf!“

Güßnervögel legten ihre Eier in Laubhügel und ließen sie durch die sich darin entwickelnde Zerstörungswärme ausbrüten, während andere den warmen Boden in der Nähe von Thermen zu Brutöfen machten. Der Laubenvogel baute zur Paarungszeit wahre Hochzeitslauben, die er mit allerhand Dingelchen, wie Muscheln, Steinen, gebleichten Knochen, Blüten usw. ausschmückte. In dem benachbarten Neu-Seeland fand man den nächtlich lebenden Höhlenpapagei und lernte eine andere Papageienart kennen, die Raubvogelnatur angenommen hat und sich nicht mehr von Sämereien nährt, sondern blutdürstig die weidenlosen Schafheerden verfolgt. In der Dunkelheit des Farnwaldes trieb das sonderbare Geschlecht der Kiwi sein Wesen, schnepfengroße Straußvögel, wahre Miniaturausgaben des heute gänzlich ausgerotteten riesigen Moa-Straußes. Dann die wunderlichen Vierfüßler! Um die Wende unseres Jahrhunderts hörte man zuerst vom Schnabelthier, das, an Gestalt einem Biber ähnelnd, am Kopfe einen regelrechten Guteschnabel trage und gar Eier legen solle. Mit Kopfschütteln wurde diese Mittheilung angenommen, und noch hatte man sich nicht darüber beruhigt, da kam eine neue staunenerregende Nachricht aus dem jüngsten Erdtheile: man hatte von dem Schnabelthier, das am und im Wasser lebt, in den trockenen Wäldern einen Beter entdeckt, ein nächtliches höhlenbewohnendes Land-Schnabelthier, vom Forscher Echidna, d. i. fabelhaftes Ungeheuer, genannt. Ein Geschöpf, das nun vollends lächerlich anschauen sollte. Neuzerlich einem großen Igel gleichend, hatte es am Kopfe statt der bekannten schwarzen Schweinschnauze eine schnabelartige Röhre, die vorn gerade Oeffnung genug läßt, um eine lange, nur wurmbide Zunge heraus zu schieben, deren Klebsaft Ameisen festhält und dem wunderlichen Schnabeligel als Nahrung zuführt. Diese Echidna hat am Bauche eine Tasche wie ein Känguruh, und in diese Tasche legt sie sich selbst ein Ei und brütet es richtig darin aus, um das Junge nachher auch noch zu säugen wie ein regelrechtes Säugethier. Wie vor kurzem die Erstenz des Schnabelthieres, so wurde diesmal die des Ameisenigels angezweifelt. Heute sind uns beide keine Fabelwesen mehr. Dem Forscher Caldwell verdankt die Wissenschaft die Entdeckung, daß das Schnabelthier, Ornithorhynchus paradoxus, Eier legt, und der durch seine „Schöpfung der Thierwelt“ bekannte Professor Haacke konnte 1884 einer gelehrten Körperschaft in Adelaide ein Ei vorlegen, das er kurze Zeit vorher dem Brutbeutel eines Ameisenigel-Weibchens, Echidna hystrix, entnommen hatte. Ueber die saugende Ernährungsweise der Jungen dieser beiden Kloaken- oder Gabelthiere erfuhr man später, daß sie die Milch ablecken, da die mütterlichen Milchdrüsen der Saugwarzen entbehren und auch nicht wie die anderer Säuger auf Talgdrüsen, sondern auf Schweißdrüsen zurück zu führen seien.

Man sieht nichts als wunderliche Dinge auch in der Thierwelt unseres gegenflüßlichen Kontinents.

Darwin's Aufsichten erregendes Werk, nach welchem die komplizirt konstruirten Thierorganismen aus einfach gebauten, die vollkommeneren Arten aus unvollkommenen, die höheren Thierkreise aus niederen hervorgegangen sein sollen, war erschienen. Nun ließen es sich seine Jünger angelegen sein, Umschau zu halten nach Gesteinen, die dem Werk des Meisters eine Stütze sein sollten. Und wo anders als im Wunderlande sollten diese Bausteine zu finden sein?! Dorthin wurde also der suchende Blick gewandt, und richtig: das Wunderland des Laien wurde zum gelobten Lande der Uebergangsformen für den Forscher; dort fand die Wissenschaft jene Thierformen von Wirbelthieren, die große Gruppen mit einander verknüpfen.

Es ist bekannt, daß nach gewöhnlichem Brauch fünf Hauptklassen der Wirbelthiere unterschieden werden: die Fische, die Amphibien, die Reptilien, die Vögel und die Säugethiere. Die Fische sind zweifelsohne die niedrigstehende Klasse, die Säugethiere die höchstehende. Hat Darwin's Lehre Recht, so muß man annehmen, daß alle Klassen in einem gewissen Entwicklungsverhältniß zu einander stehen. Die Fische mußten von ganz niederen Thieren ab-

stammen, die überhaupt noch keine Wirbelthiere sind. Und in der That giebt es auch eine solche Uebergangsform von den Wirbellosen zu den Wirbelthieren. Es ist der Lanzettfisch *Amphioxus lanceolatus*. Sein Skelett wird gebildet durch den in der Nähe der Rückenlinie durch den ganzen Körper verlaufenden, gallertartig-knorpeligen Achsenstrang (Rückenleiste), und sein farbloses Blut pulst in großen Gefäßen, da ein Herz fehlt. Obwohl die Unterklasse der Röhrenherzen, wie sie auch genannt wird, von den verschiedensten Meeresküsten bekannt ist, ist sie doch auch am australischen Strande vertreten, und zwar in der Gattung *Epigonichthys*. Verfolgen wir die Entwicklung des Stammbaumes der Wirbelthiere im Darwin'schen Sinne weiter, so müssen die Fische nach oben Uebergänge zu den Amphibien zeigen, diese zu den Reptilien und diese — hier scheint sich der Stammbaum gespalten zu haben — einerseits zu den Vögeln, andererseits zu den Säugern. Dem Uebergange vom Amphib zum Reptil steht nun von allen lebenden Thieren zweifellos die merkwürdige Brückenechse am nächsten, von welcher die Eingeborenen Menschenfressergeschichten erzählten. Dieses Thier, *Hatteria punctata*, welches dem australischen Gebiet einzig und allein angehört, erwähnt Coot erst nach seiner dritten Reise, und Dieffenbach brachte es Anfang der vierziger Jahre zum ersten Male lebend nach England. Seit dieser Zeit ist die Brückenechse indeß so rar geworden, daß bereits 1867 Günther die Befürchtung aussprechen konnte, sie werde binnen kurzem zu den ausgestorbenen Thieren zu zählen sein. Den Uebergang vom Reptil zum Säugethier finden wir gleichfalls in Neuholland; es ist das bereits erwähnte Schnabelthier. Auch die Vermittlungsglieder zwischen den niederen, eierlegenden Säugern und den höheren Mammalia lebten in Australien; es sind die Beuteltiere. Das Bindeglied zwischen den Reptilien und Vögeln ist freilich nicht im gelobten Lande der Uebergangsformen gefunden worden. Vorhanden ist es aber; es ist der wunderbare Urgriff, der *Archäopteryx* aus der oberen deutschen Juraformation. Ein Thier, das heute nicht mehr existirt und wohl schon vor mehr als Millionen von Jahren in der Form, in der wir es aus den beiden im Solenhofener Schiefer gefundenen Abdrücken kennen, wieder von der Erde verschwunden ist. Das Schuppenkleid war bei ihm zum Federkleid geworden, die Flügel trugen noch die Gidechsenstrahlen, der aus beweglichen Wirbeln zusammengesetzte lange Gidechsenchwanz trug jederseits eine Reihe von Steuerfedern und eine weitere, höchst merkwürdige Eigenthümlichkeit war die Bezahnung der Kieferränder des typischen Echtenkopfes. Es war ein Lieblingsgedanke des alten Darwin, daß in einem bisher noch unbesuchten Theile des australischen Gebietes — es gab und giebt deren heute noch genug — doch auch noch etwas Nähnliches wie der *Archäopteryx* eines Tages lebend angetroffen werden könnte. Als der Reisende Haast in den neuseeländischen Alpen räthselhafte Thierspuren im Schnee entdeckte, legte ihm Darwin an's Herz, doch ja zu fahnden, ob nicht ein wahrhaftiger Gidechsenvogel der Art dort noch sein Wesen treibe. Es hat sich aber nichts davon gezeigt, und die Fährten waren wohl die eines Säugethieres, das allerdings bis heute auch noch nicht bekannt ist. Von den hypothetischen Bindegliedern fehlt nun noch eins. Falls Darwin's Lehre Recht hat, muß auch ein Thier vorhanden sein, das die Brücke zwischen der Klasse der Fische und der Klasse der Amphibien bildet. Diese Uebergangsthier werden in ihrer Gestalt nicht den bestentwickeltesten Arten der höheren Gruppe ähneln, sondern den einfachsten Formen derselben gleichen. Demnach hätte das überleitende Glied der in Rede stehenden Klassen nicht die Gestalt eines Frosches, als eines vollkommen entwickelten Amphibiums, sondern mußte den in der Entwicklung tiefer stehenden Lurche ähneln, und das ist auch der Fall: die Uebergangsthier erinnern in ihrem Aeußeren an den allgemein bekannten Feuerlamander. Wie man nun für die verbindende Form zwischen Reptil und Vogel die Bezeichnung „Gidechsenvogel“ gebraucht, so wendet man in diesem Falle den Terminus „Lurzfisch“ an.

Im Jahre 1835 wurde von dem österreichischen Ornithologen Johann Natterer in den Sümpfen des Amazonas-Gebietes das erste lebendige Thier entdeckt, das in seinem Aeußeren unserem hypothetischen Molchfische etwa entsprechen würde. Das Thier, von etwa Meterlänge, hatte einen aalförmigen Körper mit zusammenhängendem Flossensaum, war beschuppt wie ein Fisch, hatte auch eine Art Flossen statt der Beine und trug zu beiden Seiten des Halses vollkommen ausgebildete Kiemen. Die Indianer nannten es *Garunuru*, und der Entdecker gab ihm den Namen „Schuppenmolch“, weil er es zu den Molchen stellen zu müssen glaubte. Der wissenschaftliche Name ist *Lepidosiren paradoxa* — „paradox“ deshalb, weil das Thier neben den Merkmalen eines Fisches die Natur eines Molches insofern theilt, als es durch zwei vollkommen arbeitsfähige Lungen athmet und auch sonst in seiner Organisation an diese Ordnung der Amphibien erinnert. Die Nasenlöcher führen nämlich in eine weite Nasenkapsel, deren beide Gänge nach unten in die Mundhöhle kurz hinter der Schnauzenspitze geöffnet sind. Hinter den Kiemenpalten findet sich in der vorderen Wand des Schlundes eine Stimmrinne, welche in eine weite, von Knorpeln gestützte Stimmlade und in zwei wohl ausgebildete zellige Lungenläden führt, die durch rein venöses Blut vom Herzen aus gespeist werden und arterielles Blut in den Strom der Aorta abgeben. Bei geschlossenem Maule ist demnach durch die Nasenlöcher ein vollkommener Luftweg hergestellt, was bei keinem Fische sonst der Fall ist, eben so wenig als irgend ein anderer Fisch eine an der vorderen Wand des Schlundes geöffnete Lunge besitzt, welche venöses Blut enthält. Diese Natterer'sche Entdeckung paßte allerdings nicht in den Kram der Systematiker, aber sie war nicht aus der Welt zu bringen. Da traf die guten Leuten zufolge der berühmten „Duplizität der Zufälle“ ein zweites Verhängniß. Kurz nach der Entdeckung des Schuppenmolches wurde aus Westafrika ein anderer Molchfisch bekannt. Nach Henglin sollte dieser von den Negern „Dafu“ und „Koutak“ genannte Fisch in den Gewässern von ganz Mittel- und Innerafrika leben; zuerst gefunden wurde er im Weißen Nil. Die Wissenschaft nannte den Afrikaner *Protopterus annectens*, der Gattungsnamen bedeutet so viel wie „Erstflösser“ und der Artname (*annectens* — anknüpfend) weist auf seine vermittelnde Stellung hin. Er ist größer als der Südamerikaner, da er fast zwei Meter lang wird, und unterscheidet sich sonst von jenem insofern, als die Kiemenöffnungen je drei kleine Kiemenanhänge tragen. Auch bei ihm konnte ein regelrechtes Lungenathmungssystem konstatiert werden; die Athmung geschah wie dort durch zwei Lungen.

Da trat Darwin auf, durch dessen Hilfe die Uebergangsthier erst verstanden wurden. Zufolge seiner Lehre wurden die beiden Molchfische als verbindende Station zwischen Fischen und Amphibien erkannt.

Die Umwandlung der Kiemenathmung in Lungenathmung fällt aber weit vor unsere Zeitrechnung. Die aufgefundenen versteinerten Reste, Abdrücke von Gräten, Schuppen, Zähnen usw. lehren, daß von den Wirbelthieren zuerst die Fische vorhanden waren. Erst in der Steinkohlenzeit, aber immer noch Millionen von Jahren vor unseren Tagen sind die Amphibien aufgetreten, wenigstens kennen wir erst aus dieser Epoche die ersten versteinerten Reste dieser Thierklasse. In der Periode zwischen diesen Zeitaltern scheint nun die Umwandlung von einem Theil der Fische in landbewohnende Lungenathmende Thiere erfolgt zu sein, und diese Periode ist dann auch wohl das *D'Orado* der Lurzfische gewesen. Ueberreste aus dieser Zeit, die etwa auf Ahnen der lebend gefundenen Molchfische hätten schließen lassen, wurden nirgends gefunden.

Während man in der gesammten Gelehrtenwelt über das „Wann und Wann“ diskutirte, machte man in dem Wunderlande eine neue Entdeckung. Dem Kurator des Museums in Sidney, Gerhard Krafft, ging durch Vermittelung eines Herrn Forster ein dritter Molchfisch zu. Dem Empfänger war der Fisch vollständig unbekannt; der englische Squatter hatte ihn gelegentlich seiner Naturbeobachtungen, die

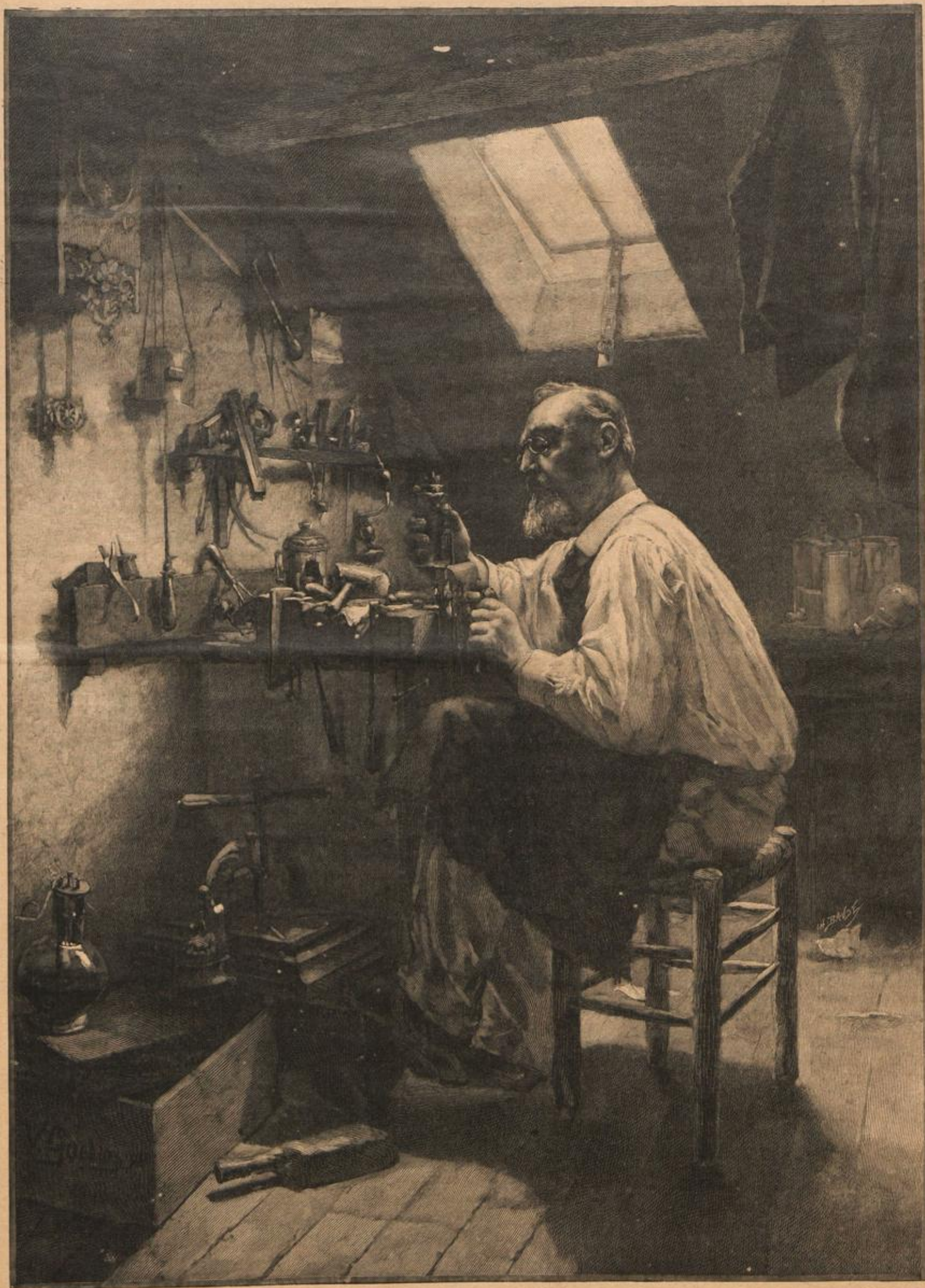
er seit einigen Jahren zu seinem Vergnügen trieb, in einem Flusse des östlichen Australien, im Burnett in Queensland, kennen gelernt. Es war der Burnett-Lachs der Eingeborenen (wegen seines prächtig rothen Fleisches so genannt) und der Djelleh der Schwarzen. Aeußerlich hatte er, gleich seinen Vettern in Afrika und Südamerika ganz die Gestalt eines Fisches. Er maß etwas über einen Meter und hatte etwa die Grundform des Karpfen. Die Flossen waren indeß anders gebaut: nicht nur, daß die Rücken-, Schwanz- und Afterflosse zusammengefaßt ist und in der Form eines Flossensaumes um das spitze Ende des Leibes herumgreift, auch die Brust- und Bauchflossen hatten Umbildungen erfahren. Die ziemlich großen rudelförmig gebauten Flossen lassen deutlich eine Hauptachse mit anhängenden Seitenstrahlen erkennen und dieser Mittelstamm scheint sehr wohl geeignet, etwaige Kriechbewegungen des Thieres auf dem Lande zu ermöglichen, beziehungsweise zu unterstützen. Das Skelett dieses Molchfisches ist ganz von der Beschaffenheit, wie man es bei den ältesten Fischgruppen, z. B. den Haien beobachtet hat, knorpelig und ohne jegliche Härte. Besonders Interesse bietet die Bezahnung des Thieres. Die Zahl der Zähne ist äußerst klein. Im Unterkiefer sitzen zwei wellig eingetriebte Zahnplatten und auch das Pflugschabein trägt zwei schneidezahnartige Zähne. Die tiefe Fackung des Zahnrandes ähnelt der eines Hahnenkammes. Wer so gestaltete Zähne einmal gesehen hat, in natura oder im Bilde, der vergißt ihre Gestalt nicht wieder. So wurde auch der Museumsdirektor in Sidney durch die sonderbare Form der Gaumenzähne des ihm vorliegenden Molchfisches an Zahndarstellungen erinnert, wie sie Agassiz, Professor am Harvard College in Cambridge bei Boston in Massachusetts und gewiegter Kenner der ausgestorbenen Thiere, schon vor Jahrzehnten in seinen Büchern gebracht hatte. Die Zähne kannte man wohl, nahm auch an, daß es Fischzähne seien, und wußte sogar, daß Millionen von Jahren vergangen waren, seitdem die Träger derselben sich dieses Besitzes erfreuten. Wegen der hahnenkammartigen Zähne hatte man die Gruppe jener fürältesten Fische, die im paläozoischen und mesozoischen Zeitalter gelebt haben, *Ceratodus* genannt, d. i. Hornzahn oder Hornzähner. Die spätere Wissenschaft trennte indeß auf Grund vorliegenden Beweismaterials die *Ceratodae* von den *Acipenseridae*.

Der Träger solcher Zähne lag im Museum zu Sidney; es war zweifellos eine *Ceratodus*. So war der ungewöhnliche und höchst merkwürdige Fall eingetreten, daß ein Thier, welches viele Jahre hindurch nur winzigen Resten nach bekannt war, das für „fossil“ gehalten und als Bewohner der Urwelt angesehen wurde, lebhaftig und frisch gefangen vorlag: ein lebendiger Fisch aus der Urwelt!

Diese Entdeckung machte alle Angriffe der Antidarwinianer auf das System des großen Briten zu nichte und wurde nicht nur zu einem Baustein, sondern sogar zu einem Grundpfeiler der Descendenztheorie. *Ceratodus*reste fand man selbst in den Schichten der Triasperiode, das ist jene Zeit der Erdgeschichte, welche der Juraformation voraus geht und die Ära des Ichthyosaurus und seiner Sippschaft bildet, ja, es gelang, die Molchfischzeit in die Devonperiode, welche viel älter noch als die Trias, älter noch sogar als die Steinkohlenzeit ist, zu verlegen. Die *Ceratodus*arten scheinen, wenn man nach Zahnfunden schließen darf, in jener Zeit fast über die ganze Welt verbreitet gewesen zu sein. Man kennt solche Funde nicht nur aus Australien, Ostindien und Nordamerika, sondern auch aus Europa; selbst in Deutschland hat man *Ceratodus*zähne gefunden, so im Schwäbischen und in der Gegend von Magdeburg.

Das Thier, welchem Krafft zu Ehren Forster's den Arnamen *Forsteri* (*C. Forsteri*) gegeben hatte, war bekannt, aber über seine Lebensgeschichte wußte man absolut nichts, wie wertvoll dies auch gewesen wäre, da bekanntlich nach dem biogenetischen Grundgesetz die Entwicklung des Einzelindividuum eine Wiederholung der Entwicklungsgeschichte der Art ist.

Daher wurde es nun Aufgabe, den Bildungsgang des *Ceratodus* ab ovo zu studiren, und vor



Ein Erfinder. Nach dem Gemälde von Victor Gudin.

Allen arbeitete der eifrigste Darwinianer, Häckel, an der Lösung derselben. Dank des Interesses, welches Herr Paul von Ritter in Basel der Darwin-Häckel'schen Forschung zollt, wurden die für diesen Zweck erforderlichen Geldmittel auch bald flüssig. Die Forschungsreise unternahm ein Schüler Häckel's, Richard Semon, der heute neben seinem Meister eine zoologische Professur in Jena bekleidet. 1891 wurde die eigenartige Geratodus-Fahrt angetreten und 1893 lehre der Forscher mit Schätzen reich beladen nach Jena zurück. Seine Reiseerlebnisse hat er veröffentlicht in dem vorzüglichen Werke: „Im australischen Busch und an den Kluffen des Korallenmeeres. Reisebeobachtungen eines Naturforschers in Australien, Neu-Guinea und den Molukken“, das bei W. Engelmann-Leipzig erschienen ist.

Nach den Aufzeichnungen Semon's bewohnt der australische Geratodus nicht alle oder mehrere Gewässer des Festlandes, sondern kommt nur in zwei Flüsschen Queensland's, also im nordöstlichen Theile des Kontinents, vor, nämlich im Burnett- und Mary-River. Da nach früheren Mittheilungen das viel gesuchte Thier das Brackwasser bewohnen sollte, wandte sich der deutsche Forscher zunächst nach der Stadt Maryborough, welche die Endstation der Bahnstrecke von Brisbane her bildet und an der Mündung des Mary-River liegt. Auch diese Notiz beruhte auf Irrthum. Auf die Versicherung kundiger Leute hin ließ sich Semon dann etwa am Mittellauf des Flusschens nieder, das war aber im „australischen Busch“. Durch den schon erwähnten Caldwell war bereits vor einem Jahrzehnt darauf hingewiesen worden, daß der Geratodus ähnlich unserem Triton seine Eier zwischen Wasserpflanzen ablege. Um nun diese Kleinodien zu erlangen, mußte Semon fast selbst zum Doppelleber werden. Er und seine schwarze Hulfstruppe suchten tagaus tagein den Maryflu meilenweit auf Geratoduseier ab. Jedes Blatt, jeder Stengel, jedes Theilchen der Wasserpflanzen wurde der peinlichsten Untersuchung unterworfen. Lange vergebens! Endlich, es war Anfangs November, welcher Monat auf der südlichen Hemisphäre etwa unserem Mai entspricht, wurden im Pflanzengewirr die ersten drei Eier gefunden. Caldwell's Hinweis hatte sich bestätigt. Lose im Geiß hingen die kleinen Gebilde; bei ihrer grünlichen Farbe und ihrer Größe (6 bis 7 Millimeter im Durchmesser) hatten sie auffallende Ähnlichkeit mit Froschlaich, nur daß sie eben etwas größer waren. Nun mehrten sich die Funde von Tag zu Tag, und schon konnte Semon die eigentliche Arbeit, die Entwicklung des Thieres im Ei zu studiren, beginnen. Aber noch war er zu keinem sicheren Resultat gekommen, da trat die Regenperiode ein, welche das Flüsschen in einen reißenden Strom verwandelte, wodurch weiteres

Suchen unmöglich gemacht wurde. Der Forscher verließ die Gegend und wandte sich nach Neu-Guinea, um nach der Regenzeit seine Untersuchungen fortzusetzen. Nach der zweiten Anfunft vergingen wiederum Wochen, ehe die ersten Eier gefunden wurden, aber die Muhe wurde diesmal reichlich belohnt: von derselben Fundstelle erhielt Semon an siebenhundert Stück Eier, und bei dieser außerordentlichen Menge gelang es ihm auch, die ganze Entwicklungsreihe des Molchfisches zusammen zu bringen.

Schon die ersten Untersuchungen hatten Semon gelehrt, daß der Geratodus in seinen Anfangsstadien im Wesentlichen den Amphibien gleicht. Die sorgsame Fortsetzung der Studien daheim im Studierzimmer hat dies bestätigt. Somit wurde der Beweis erbracht, daß der Geratodus Australiens, wie auch seine Verwandten, der Schuppenmolch des Amazonasstromes und der afrikanische Protopterus, die Klassen der Fische und Amphibien wirklich verbinden. Auch der letzte Versuch der Anti-Darwinianer, in den Durchfischen echte Fische zu sehen, die sich besonderer Umstände halber der Lungenathmung anpassen mußten, wurde dadurch hinfällig.

Von dem afrikanischen Schlammfisch weiß man, daß er sich in schlammigen Gewässern aufhält. In der regenarmen Jahreszeit, die das Austrocknen derselben zur Folge hat, wühlt er sich in den Schlamm ein und schließt sich dadurch vor dem Vertrocknen, daß er durch reichliche Absonderung eines erhärtenden Schleimes aus seinen Hautdrüsen eine Art Kapsel um sich bildet. Jedenfalls schreitet das Thier erst im letzten Moment zu der Selbsteingargung, denn vermöge der Lungenathmung wird es sich lange genug, selbst bei niedrigstem Wasserstande in den Tümpeln der ausgetrockneten Wasserläufe halten können. Als Krafft den ersten Geratodus sah, glaubte er annehmen zu müssen, daß dieser in derselben Weise den Sommer verschlafe wie der Afrikaner. Semon belehrte indes die Wissenschaft eines anderen. Geratodus hat nämlich nicht, wie Lepidostiren und Protopterus, zwei Lungenflügel, sondern nur einen, und geräth er auf's Trockene, so ist er verloren, da die Athmung durch die eine Lunge nicht ausreicht, ihm das Leben zu erhalten. Er kann daher seinen Aufenthalt auch nur in solchen Gewässern nehmen, bei denen ein vollständiges Austrocknen ausgeschlossen ist.

Nun blieb noch die Frage: Wie konnte ein Kiemenathmendes Thier zu einem Lungenathmenden werden?

Wir wissen, daß die Schwimmblase des Fisches zu seinen wichtigsten und charakteristischsten Organen gehört. Sie entwickelt sich in Gestalt einer Ausfüllung an der oberen Wand des Vorderdarmes und bewahrt mittelst des sogenannten „Luftganges“ ihren anfänglichen Zusammenhang mit letzterem sehr

häufig das ganze Leben hindurch. So entspricht sie in ihrer Entstehungsweise der Lunge der höheren Wirbelthiere und ist bei den Molchfischen thätlich zu einer Lunge geworden. Die Schwimmblase ist mit einem aus dem Stoffwechsel des Fisches stammenden Gasgemenge erfüllt, das ähnlich wie die atmosphärische Luft aus Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensture besteht. Es ist nicht ungeheuerlich, wenn man annimmt, daß ein im Innern eines Thieres gelegenes luftgefulltes Organ auch einmal für direkte Aufnahme von Luft in's Blut, also zur Athmung dient. Daß dieses wirklich der Fall ist, lassen die kleinen Ansätze dazu einiger durchaus echter Fischarten erkennen. Bei unserem Geratodus nun hat diese Umbildung in erhöhtem Maße stattgefunden; sie ist weiter fortgeschritten, indem die Wandungen der Schwimmblase luftfangende Blutgefäße erhalten haben und die Mündung der Blase aus dem tiefen Darm bis in den Schlund vorgerückt ist: sie ist zur Luftröhre geworden, jene zur Lunge.

Freilich ist diese Umbildung nicht im Handumdrehen vor sich gegangen, ganz allmälig fand sie statt, und so manches Sakulum mag verstopfen sein, ehe aus dem Kiemenathmenden Fisch ein Lungenathmendes Thier wurde. Die Geologie lehrt, daß in der Devonzeit die nördliche Halbkugel der Erde zum größten Theil mit Wasser bedeckt war, auf dessen Grund sich der sogenannte alte rothe Sandstein als Schlamm abgelagerte. Im Laufe der Zeit wurde das Wasser immer flacher und immer seichter, und an Stelle der zusammenhängenden Wasserfläche traten Tümpel. Alles, was sich im nassen Elemente wohl fühlte, und das war wohl das Gros der gesammten damaligen Fauna, zog sich in diese Wasserlocher zurück. In dem Gewimmel wurden die weniger kräftigen Formen erdrückt; andere fanden Liebhaber — sie wurden gefressen; der in der verhältnismäßig kleinen Wassermenge enthaltene Sauerstoff wurde bald verbraucht — ein Theil der Kiemenathmer erstickte; immer mehr verdunstete das Wasser, und immer sauerstoffarmer wurde es, und diese Umstände bewirkten, daß sich die alten Geratodi neuen Verhältnissen anpassen mußten und vielleicht nach Art des heutigen Protopterus die Dürre überstanden. Vielleicht begaben sich einzelne Geratodi auf die Wanderung. Lungenathmend schlangelten sie sich gleich unserem Aal über Land bis zu einem anderen Gewässer. Diese Wanderungen wurden ausgedehnter, was Kräftigung der Lungen einerseits und Schwächung der Kiemen andererseits zur Folge hatte, bis letztere schließlich gänzlich schwanden und nur in jüngsten Zuständen des Thieres wahrzunehmen sind. So wurde aus dem Fisch ein Molchfisch — aus dem Molchfisch ein Amphibium. —

Herbstfeier.

Von Robert Seidel.

Ein duff'ger Schleier, zart gebreitet,
Verhüllt nur leicht das müde Land,
Und durch die stillen Fluren schreitet
Der Segen mit gefüllter Hand.
Es zielt die Welt ein reifes Schweigen
Nun nach des Werdens lauter Hat,
Es führt der Friede seinen Reigen
Und schenkt der Erde milde Hat.

Vorbei des Frühlings wildes Drängen,
Das stürmisch hob an's Licht die Saat,
Vorbei des Sommers glühend Sengen,
Das grünes Korn gebräunt zur Mad.
Nun hat ihr Tagewerk vollendet
Die große Bildnerin Natur,
Nun hat sie reiche Frucht gespendet
Und athmet süße Ruße nur.

O Herbst, du hehre Friedensfeier,
Nach Wettersturm und Verderleid,
Du ruhrst nicht deine Ruhmesfeier,
Du zeigst nur still dein Fruchtgeschmeid;
Du willst nicht wie der Frühling prahlen,
Der Blumen nur und Lieder sucht;
Du willst nicht wie der Sommer strahlen,
Du willst nur opfern deine Frucht.

Du reicher Herbst mit deinem Frieden,
Du bist Symbol des Heldenthums,
Das still im Thatenschmuck hienieden
Gewaltet, bar des lauten Ruhms;
O la uns, edler Herbst, dir gleichen,
Wenn uns're Sonne geht zur Hat,
La uns der Welt ein Füllhorn reichen
Voll reifer Frucht und süßer Lat.

Der Bruder des einzigen Sohnes.

(Fortsetzung.)

Von Remirow-Danschenko. Aus dem Russischen von Th. Wolffohn.

Von meiner Kindheit an erkannte ich, daß die Heuchelei ein allgemeines Gesetz in der Welt ist und daß die Thaten sich von den Worten vollständig trennen. Denn Niemand handelte in meinen Augen so, wie er von seinen Thaten sprach.

Die Liebe zum Nächsten, von der Alle im Hause so viel sprachen, die fühlte ich auf meinem ganzen Körper. Die Gerechtigkeit? O, die wurde mir mit voller Hand zu Theil! So blieb mir nur zu glauben, daß sie ihre Strafe in „jener Welt“ bekommen würden. Doch auch dieser Trost wurde mir genommen, da ich erfuhr, daß man in der Kirche die Reichen von den Armen theilt, den Reichen die besten Plätze giebt, den Armen aber eine schlechte Ecke. Es ist selbstverständlich, daß man meinen Eltern die Plätze der ersten Art gab, mir aber die der letzten. Ich verstand wirklich nicht, wozu sie mich mit zur Kirche nahmen.

So ging es immer weiter. Meiner schämte man sich, obgleich ich ein sehr fähiger Knabe war. Die frühe Entwicklung, die Gewohnheit, viel und lange zu denken, haben mir geholfen, das zu verstehen, was scheinbar für mein Alter unglaublich schwer war. Die bitteren Wurzeln der Wissenschaft waren mir sehr lieb. Aber auch das war für mich eine neue Quelle des Leidens, denn mein Bruder konnte mir im Lernen nicht nachkommen.

Er runzelte die Stirne und gab sich Mühe zu verstehen, was man ihm zerhaut in den Mund legte, aber zu sehr durch irdische Speisen überfättigt, konnten ihn die geistigen nicht mehr interessieren. Nach allen Vorrechten der Fähigkeit, der Kenntnisse, des inneren Dranges hätte ich auf der Gymnasialbank sitzen müssen, auf der mein Bruder saß. Aber mich in die Schule zu schicken, schämten sich meine Eltern. Ich war ja illegitim. —

„Ach! wie werde ich das ertragen!“ schrie meine Mutter tragisch auf. Sie wurde nach ihrer gesetzlichen Verheirathung nervös.

„Ja, es ist unbequem,“ sagte mein Vater zustimmend. Daher wuchs ich auf wie ein Schweinehirt. Ich las die Bücher meines Bruders durch und lernte selbst. Bei anderen Lebensbedingungen wäre ich sicher ein sehr tüchtiger Mensch geworden, die Liebe zur Wissenschaft hätte in diesem Falle sehr viel dazu beigetragen, aber so konnte man mich nichts lernen lassen. Was für mich sonst eine Quelle des Glückes, der Freiheit, der Unabhängigkeit geworden wäre, öffnete so nur eine neue Wunde in meiner ohnedies schon so stark gekränkten Seele.

Haben denn diese grausamen Menschen nicht gesehen, was in mir vorging? Wer denkt eigentlich darüber nach, warum ein Kind die Stirn runzelt und was in seinem kleinen Herzen vorgeht?

Wächst nun später, durch die Vernachlässigung auf's Aeußerste erbittert, ein Mörder, oder ein schlechter Mensch heran, dann wundern sich die Leute und bedauern die armen, ehrenwerthen Eltern. Aber keiner, kein Einziger denkt darüber nach und fragt sich: wie konnte das geschehen?

Einige Zeit blieb ich von meiner Umgebung ganz vergessen. Das war fast die glücklichste Periode meines Lebens im Hause meiner Eltern. Mein Vater besaß Bücher; ich nahm sie ohne Auswahl und ging hinauf in meine Stube, um zu lesen.

Es war Sommer, die Sonne schien in mein armseliges Kämmerchen. Sperlinge flogen an meinem Fenster fröhlich zwitschernd vorbei. Als es mir langweilig wurde zu lesen, sah ich aus dem Fenster hinunter auf die Straße. Sehr oft lockte mich meine Leidenschaft, den inneren Theil des Fensterbrettes, an welchen ich mich festhielt, loszulassen. Ein Augenblick hätte genügt, ein, zwei, drei Wendungen in der Luft — und alles Leid wäre für mich zu Ende. Dort dieser Schutzmann, der wie versteinert an der Straßenecke steht, würde angstvoll zu mir herüberlaufen. Der Hausmann käme eilig, erschrocken aus seiner Stube, als hätte er Schuld an meinem Falle, und auf die Frage: Wem gehört dieser Knabe?

würde er antworten, er ist bei der Herrschaft von Obidin aufgezogen worden. Dann würde man mich auf irgend etwas legen und in die Wohnung hinauftragen. Einst sah ich solch einen Verunglückten. Das Blut floß aus seinen zerbrochenen Gliedmaßen, das Gesicht war schrecklich zerschlagen, und die Augen blickten starr, mit wildem Schrecken, auf die sich ihm nähernden Leute. Was hielt mich davon zurück, meinem Leben ein Ende zu machen? Den Meinigen und mir wäre es wohlher gewesen. Aber ich war feige und fürchtete physische Schmerzen.

Endlich im Herbst geschah die schon lang erwartete Veränderung in meinem Leben. Dieser Herbsttag wird mir lange unvergessen bleiben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend regnete es. Mein Kämmerchen, das im Dachgiebel lag, war schon ganz feucht, da der Regen durchdrang.

Eines Morgens wurde ich zu meinem Vater heruntergerufen. Dasselbst saß ein Mann, der nach der schlechter Aussprache zu urtheilen, ein Deutscher war.

„Da ist er!“ sagte mein Vater. Stumpf sinnig schaute ich den Gast und meinen Vater an: „Doch ich sage es im Voraus, er ist trotzig und schlecht, man muß ihn strenge halten.“ Der Deutsche lächelte. Solche giebt es bei uns genug, war auf seinem Gesicht zu lesen.

Mir wurde es plötzlich angst und ich erschrak, als ich unwillkürlich auf seine großen Hände hinblickte.

„Kann er bei Ihnen wohnen?“ „O, gewiß, das ist selbstverständlich.“ Nun wandte sich mein Vater zu mir: „Gieber Freund, ich gebe Dich zum Herrn Friedrich, einem Buchbindermeister, in die Lehre; das wird Dir lieb sein, denn Du hast Bücher gern,“ sagte er lächelnd. „Arbeite, sei fleißig, führe Dich gut auf, und aus Dir wird, trotz Allen, ein braver Mensch werden. Der Staat braucht auch Handwerker, nicht bloß Gelehrte. Sei ehrlich und willig. Wenn ich dann von Herrn Friedrich gute Nachrichten über Dich bekomme, wenn er mit Dir zufrieden ist, werde ich sicher Deiner nicht vergessen. Hast Du dann angelernt und bist ein tüchtiger Mensch geworden, werde ich Dir, wenn es meine Mittel erlauben, eine Einrichtung schenken. Du wirst Dir dann selbst eine Buchbinderwerkstätte eröffnen... So, jetzt können Sie ihn mitnehmen, seine Sachen bekommt er nachgeschickt.“

Während mein Vater sprach, schaute ich dem Deutschen in's Gesicht. Doch ich konnte keinen warmherzigen, freundlichen Zug entdecken. Er errieth wahrscheinlich, was in mir vorging und wandte sich von mir fort.

Herr Friedrich verabschiedete sich. Als wir auf die Straße kamen, faßte er mich am Ohr und riß so stark, daß ich aufschrie. Offenbar geschah es ohne Absicht, denn er fragte erstaunt: „Nun, was für Umstände?“ Darauf sagte mein neuer Herr lächelnd: „Dies, Junge, ist garnichts; aber wenn Du erst den Riemen fühlst, das soll Dich anders schmerzen. Bei mir mußt Du ein scharfes Ohr haben und vor Allem Gehorsam, Gehorsam und nochmals Gehorsam.“

Nach dieser Rede zog er mich, wahrscheinlich wegen der diesem Volke eigenthümlichen Genauigkeit, an dem anderen Ohr und ließ mich dann einige Zeit in Ruh. —

Ich will mich nicht weiter an das Leben erinnern, welches jetzt für mich begann.

Kameraden hatte ich nicht. So füllte ich meine freie Zeit mit Lesen aus. Dadurch erwarb ich mir Kenntnisse und war über mein Alter entwickelt. Ich mußte viel mehr als meine Umgebung und stand daher viel höher als sie. Mein Meister schlug mich oft mit Stock und Riemen, und doch fühlte ich mich im Innern meiner Seele glücklicher als zu Hause. Hier waren wenigstens keine Eltern, denen mein Dasein unangenehm war, die sich meiner schämten. Hier war auch gleiches Recht für Alle. Der Meister behandelte uns Alle mit gleicher Strenge. Einige Male traf ich meinen Bruder. Es war ihm streng verboten, mit mir zu reden. Errothend wandte er

sein Gesicht zur Seite, doch konnte ich noch sehen, daß seine Augen voll Thränen waren. Also dieser rosigte Cherubin lernte sich auch schon meiner schämen. Trotz alledem fühlte ich ein Sehnen, die alte Gewohnheit rief mich nach dem elterlichen Hause zurück. Warum das? Wozu? Aber wäre es möglich, uns aus dem Labyrinth unserer Gefühle herauszufinden?

Eines Abends lief ich zu unserem Hause und betrat den Hof. Die Fenster waren alle hell erleuchtet. Heruntergelassene Vorhänge ließen die Schatten vorüberschwebender Personen erkennen. Gewiß ein Ball! Dort herrscht die Freude! Ich hatte gehört, daß meinem Vater das Glück hold war. Er hatte eine höhere Stelle bekommen — sein glänzendes Einkommen erlaubte es ihm, Välle zu geben. Wie zog es mich jetzt zu den Meinigen! Dort oben war für mich das Paradies, was für ein trauriges Paradies! Mein Herz war noch nicht ganz erstarrt, es durstete nach Liebe und Liebesungen.

Ganz leise ging ich die Treppe hinauf. Ich hörte Klavierspiel, lautes Gespräch und Gelächter. Mein Herz schrie auf: Laßt mich doch herein, laßt mich doch herein, ich gehöre ja zu Euch, es ist ja Alles so gut das Meinige, wie das Euerige. Warum habt Ihr mich denn verstoßen? Aber plötzlich fing ich an zu schwanken und mußte mich auf die kalten Treppentufen setzen. Ich lehnte meine heißen Wangen an das eiserne Geländer und fing an, bitterlich zu weinen. Glücklich, tausendmal glücklich sind Die, die solche Thränen nicht kennen. Wie lange ich so saß, weiß ich selbst nicht. Durstig lauschte ich nach Allem, was dort oben vorging. Plötzlich zog es mich hinauf, ich wollte klingeln. Aber... Stimmen wurden laut, wahrscheinlich geht Jemand weg, und voller Schrecken lief ich Hals über Kopf die Treppe hinab und nach Hause. —

Eine gute Seite hatte die Beschäftigung, zu zu welcher ich gezwungen war. Die freie Zeit konnte ich zum Lesen der Bücher verwenden, welche in Menge bei uns lagen. Während meine Mitarbeiter Vergnügungen aller Art mitmachten, las ich begierig. Der Meister bemerkte meinen Fleiß und sagte einst halblaut: Der Kerl hat den Kopf auf der rechten Stelle. Von nun an hörte er auf, mich zu schlagen, begann, sich mit mir zu unterhalten und nannte mich statt Junge — Paul. Schon hatte ich angefangen, meine Familie, die mich dem Hunger und der Noth überlassen, zu vergessen, als sie selber mich an sie erinnerte.

Einst kam zu Herrn Friedrich die Köchin aus meiner Eltern Hause. Der Meister trat kurz darauf in die Werkstätte und sagte: „Paul, zieh' Deine schönsten Kleider an und gehe mit diesem Fräulein.“ Ich gehorchte. Auf dem Wege erklärte mir die Köchin, daß mein Bruder schon die zweite Woche krank wäre und lange gebeten und geweint hätte, man solle mich zu ihm einladen, bis endlich der Arzt seinen Phantasien Folge zu leisten gebot; denn von selbst hätten meine Eltern es nicht gestattet.

Ein merkwürdiges Gefühl hatte mich erfaßt, als ich mich unserem Hause nahte. Noch jetzt kann ich mir dies Gefühl nicht erklären. Ich dachte, daß man mich beim Bruder lassen werde. Als ich das Haus betrat, führte man mich sofort zu ihm. Er lag im Bett, und seine Schönheit gewann noch mehr durch die Krankheit. Als ich zu meinem Bruder hinschaute, wie er so in weichen Betten lag, mußte ich unwillkürlich meiner Prißche gedenken, und vor Wuth biß ich in die Lippen. Ich wollte ausrufen: Weg von hier, Dieb! Das ist mein Platz! Aber ich beherrschte mich sofort und setzte mich auf den neben dem Bett stehenden Stuhl. Während nun mein Bruder mir freudig von seinem Leben vorplauderte und glücklich war, mich bei sich zu haben, wartete ich mit Ungeduld, ob meine Eltern nicht hereinkommen würden. Aber — sie kamen nicht. Die Mutter war in der Küche und der Vater beschäftigt. Mein Bruder erzählte mir, daß man ihn in der Schule sehr gern habe, daß ihn seine Freunde

oft besuchten und daß es mit dem Lernen viel besser ginge. Er werde sofort nach Beendigung der Schulzeit die Universität besuchen; zu Hause fänden oft Liebhaberaufführungen statt, und er nähme daran Theil. Er erzählte, daß der Vater ihm eine Uhr und die Mutter eine Kette dazu geschenkt habe, weil die Zensur sehr günstig ausgefallen sei. In mir walle es bitter auf: Alles, Alles hast Du mir gestohlen, Alles gehört mir! Die Schule, die Bekannten, die Liebhaberaufführungen, die Universität, dieses Zimmer, dieses Bett, die Pflege, diese Uhr und Kette, Alles ist mein! —

Nach einer Stunde kam die Köchin, die mich hierher gebracht hatte, gab mir drei Rubel und befahl mir, nach Hause zu gehen.

„Bist Du wiederkommen?“ fragte mein Bruder. „Nein,“ antwortete ich. „Warum, gefällt es Dir nicht bei mir?“

Ich lächelte, obgleich mir das Weinen näher war; ohne aufzusehen, ging ich aus dem Zimmer. Unten angekommen, warf ich die drei Rubel fort und ging nach Hause, den Tag versuchend, der meine Wunden von Neuem aufgerissen. Bald darauf wurde ich wieder zu meinem Bruder gerufen, aber ich ging nicht hin. Mein Meister wollte mich schon schlagen; doch plötzlich sah er mich lange und gedankenvoll an, legte mir seine Hand auf den Kopf und sagte leise: Er hat ja Recht, er hat wirklich Recht. Endlich

kam mein Vater selbst, um sich zu erkundigen, warum ich denn nicht käme. Man sagte ihm, daß ich nicht gehorchen wolle. „Was ist denn mit Dir los, Du Hund?“ So fragte mich mein Vater!

Der Hund aber stand mit gesenkten Blicken, ohne zu antworten, vor ihm. „Bestrafen Sie diesen Taugenichts,“ sagte er zu Herrn Friedrich; dieser nickte bejahend. „Schlagen Sie den Schurken, schlagen Sie ihn tüchtig. Vielleicht wird dadurch ein Mensch aus ihm.“

Mein Bruder genas bald. Selbstverständlich, wie hätte er denn jetzt schon sterben können. Mein Maß des Uebels war ja noch nicht voll. Jetzt hätte ich ja noch glücklich werden, noch vergessen können. Dann hätte er ja seine Mission gegen mich nicht erfüllt.

So vergingen einige Jahre, ich hatte schon meine traurige Kinderzeit vergessen. Meine Lehrzeit war beendet. Herr Friedrich war mit mir zufrieden, da ich ein tüchtiger Arbeiter war. Ich bekam festes Gehalt, ein eigenes Zimmerchen und einen Platz an seinem Tisch. Er war ein braver Kerl und verstand mich. Ueberhaupt habe ich ein braves Herz in meinem Leben nur bei den Arbeitern gefunden. Es ist, als ob das Herz bei den Reichen durch gutes Leben mit Fett bedeckt und daher schwer zugänglich wäre.

In dieser Zeit war es auch, wo mir das Glück, obgleich nicht lange, hold war. Wie schon erwähnt,

las ich viel in der Zeit, wo meine Kameraden ihren Vergnügungen nachgingen. So kam es ganz von selbst, daß ich mich mehr und mehr der Familie meines Meisters anschloß und besonders dessen Tochter Emilie. Friedrich schien mit dieser Neigung einverstanden zu sein. Was es für ein Mädchen war? Ich denke, daß von dieser Sorte zwölf auf ein Duzend gehen. Reinlich, blauäugig, mit einer schmalen Stirn, rothen Arbeitshänden und naiv, wie nur Kinder sind. Ich las ihr oft vor, aber sie verstand davon wenig oder garnichts. Aber das Vorlesen an und für sich schien ihr angenehm zu sein. Sie setzte sich dazu in den Lehnstuhl und schmiegt sich behaglich, in süßes Nichtsthun verloren, wie ein Kätzchen in die Kissen. Neben ihr sitzt ein junger Mann, bei dessen Vorlesen sich die Augen von selber schließen. „Nur nicht so laut,“ bittet sie dann.

Ob sie mich liebte, weiß ich nicht, ich aber betete sie an. Sie war ja die Erste, die mich lebenswürdig behandelte. Sie lächelte mir freundlich zu. Im Umgang mit ihr, in jedem Worte, ließ ich sie meine Liebe ahnen.

Sie schenkte mir Kravatten, nähte mir ein Hemd. Dagegen kaufte ich ihr billiges Parfüm. Jetzt wäre ich glücklich gewesen, doch gerade zu dieser Zeit kam mein Bruder von der Universität in unsere Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Ein Erfinder. So sitzt er wieder in seiner Bodenkammer und arbeitet an seiner „neuen Erfindung“. Seine ganze Hoffnung steht darauf. Zwar ist es ein Raum, der nichts weniger als einladend aussieht; die schräge Dachwand liegt ihm fast auf dem Kopfe und durch die halb geöffnete Dachluke dringen Licht und Luft nur in bescheidenem Maße herein. Nichts, was den Raum behaglich machen könnte; nur eine Wanduhr mit schönem Schnitzwerk erfüllt ihn mit ihrem gleichmäßigen Tikt — Tak. Und doch weilt der „Erfinder“ hier am liebsten, hier ist er mit seinen Plänen allein, hier hat er all die Werkzeuge zur Hand, die er zu seiner Arbeit braucht. Alles Mögliche kommt da zusammen, die Werkzeuge des Tischlers wie die galvanische Batterie des Elektrotechnikers. Man sieht nicht recht, was aus dem Dinge werden soll, das er da in seinen Schraubstock gespannt hat; aber das ist bei Erfindern öfter so, in ihrer Vorstellung lebt die Idee dessen, was da werden soll, sie sehen Alles ganz deutlich — nur ein kleiner Handgriff noch, und die Welt wird staunen. Ja, aber dieser Handgriff! Es dauert oft sehr, sehr lange, bis er gefunden wird, und in den meisten Fällen kommt es garnicht so weit. . . . Der Mann auf unserem Bilde hat die Geduld, die zu solch einem Werke nöthig ist; es brennt ihm wohl auch nicht so auf den Nägeln, wie sonst Denen, die auf Erfindungen ausgehen. In dem sauberen Hemd, durch ein Schürzlein geschützt, sitzt er auf seinem niedrigen Stuhle; nicht einen Blick wendet er von seiner Arbeit; ein nachdenklicher Ausdruck liegt auf seinem Gesicht. Ein feiner Kopf mit festen Linien, wie gemeißelt! Schon wird ihm das Haar licht und dünn und tritt immer weiter von der Stirn zurück. Ein wenig Sonderling ist er wohl, ganz vernarrt in seine Idee. Aber ihm ist doch wohl dabei, und die Befriedigung über sein Thun kommt auch auf seinem Gesicht zum Ausdruck. So mag er sein ganzes Leben verbracht, als Junge schon den Stolz der Eltern und den Neid der Kameraden durch die schönen Schiffe, die Wagen, die Spielzeuge, die er gebaut, erregt haben. . . . Ein langes und trauriges Kapitel ließe sich von den „Erfindern“ schreiben. Tausende von neuen Erfindungen werden jährlich auf den Markt geworfen; zu den meisten war so viel Sinnen und Arbeiten erforderlich. Und wie Wenige finden dann den erhofften Lohn, eine auch nur gewöhnliche Bezahlung für die ungezählten Stunden des Probirens! Aber Einigen gelingt es, sie verdienen Geld, viel Geld, und ihr Beispiel verwirrt den Anderen dann die Sinne. Jeder von ihnen hofft, einer der Ausgewählten zu sein und setzt seine beste Kraft an dieses Ziel. Ist wirklich einmal eine aussichtsreiche Erfindung von so einem armen Teufel gemacht, wie oft kann er sie dann nicht ausbeuten oder wird auf andere Weise um den Gewinn betrogen! Eine kleine Verbesserung etwa, die von einem Geschäftsfundigen angebracht wird, genügt, um diesem den Erfolg zuzuführen.

Das geistige Leben der Indogermanen behandelt Weber in seinen „Bedischen Studien“. Die Indogermanen hatten bereits feste Sitten und Gebräuche, die im Gedächtniß haften und ebenso geordnete rechtliche Verbindungen. Den Göttern wurde geopfert, Sklaven lingen Lieber zu ihrem Preis. Formelhafte Wendungen und

Sprüche für die Darbietungen an sie bestanden. Die Götter galten ihnen als leuchtende, lichte Wesen, und eine ganze Anzahl von Sagen erzählte man sich von Liebeshandlungen, die sie mit Menschen hatten. In der Natursymbolik nehmen die Mächte, die über Licht und Dunkel, Tag und Nacht, gutes Wetter und Ungewitter gebieten, eine hervorragende Stelle ein. Ueber Allen steht natürlich die Sonne, die mit ihrer wärmenden, belebenden, zeigenden Kraft geradezu als der Mittelpunkt alles göttlichen Wirkens für die Erde gilt. Sie kämpft mit den bösen Mächten, die die Segnungen des Sonnenlichts oder des Regens den Menschen mißgönnen. Den nomadischen Verhältnissen entsprechend sind die Gewittererscheinungen symbolisirt: die Kinder werden geraubt und gefangen gehalten, bis der Befreier naht. Neben der Sonne hat der Anbruch des Morgens eine große Rolle in ihren Mythen gespielt; in den alten vedischen Liedern ist die Morgenröthe eine Lieblingsgestalt. Ihre reine, jugendliche Schönheit bleibt sich ewig gleich. Auch das Morgenrauschen und der Morgennebel sind damals schon dichtlich behandelt worden. Für den Nebel hatte man das Bild gerommener Milch oder von Milchfäden. Der Himmel ordnet sich nach den Anschauungen der Indogermanen in drei Stufen. Den höchsten dritten Himmel dachte man sich wohl zugleich als fluthendes Licht und fluthendes Wasser. Die zweite Stufe ist das deckende, besonders das nächtliche Himmelsgewölbe. Die der Erde nächste Stufe wird durch den „Leuchtenden“ (Zeus, Indra) repräsentirt. Der zwischen Erde und Himmel liegende Luftraum ist der Schauplatz der Kämpfe, die Zeus (Indra) und seine Kampfgenossen, die Winde, gegen die sich aufstürmenden Wolkenreihen (die Titanen) und die Schlangenungeheuer führten. Dort haben diese ihre Höhlen und Burgen, in denen der goldene Schag des Lichts und das fruchtbringende Maß des Regens geborgen und gehütet wird. Die Wolken erscheinen aber auch als eine Heerde von Kühen auf der Weide personifizirt, deren herabhängende Futter von den Winden, ihren Kälbern, gemolken werden. Die Winde sind die treibende Kraft im Luftraum; sie werden bezeichnet als eine Heerde oder als ein wüthendes Heer, das unter einem besonderen Führer steht. Auch ein eigentlicher Regengott kommt in den Sagen vor. Das Wasser gilt schon in alter Zeit als Unsterblichkeitsstrank der Götter. Der Wind nimmt auch die ausgehauchten Seelen der Sterbenden in sich auf und geleitet sie zum Jenseits, wo man aller irdischen Mängel ledig wird und das Wiedersehen mit den Vorangegangenen feiert. Es ist bemerkenswerth, daß auch diese Vorstellungen schon in die indogermanische Zeit gehören. Auch die Vorstellung von einem Todtenfluß, über den man in einem Kahn setzen muß, war schon vorhanden; gemeint ist die Luft selbst. Der weitere Weg zum Jenseits führte, wie es scheint, über die Milchstraße. Man kannte ebenso die Sage von einer Unterwelt, die unter der Erde lag. Die Erde und was zu ihr gehört, war Gegenstand mythischer Anschauung; sie wurde als Mutter gedacht, welche die Todten freundlich in sich aufnimmt und, wie eine Mutter ihr Kind, sorglich deckt. Auch auf der Erde ist Alles belebt und steht, ob freundlich, ob feindlich, in gegenseitiger Beziehung. Haus und Hof,

Feld und Flur stehen unter dem Einfluß von Kobolden, Esen und Wächtern. Waldgeister treiben ihr Wesen im Gebüsch, wiegen sich auf hohen Bäumen auf goldenen Schaukeln und tanzen zum Gymbelllange ihren Reigen. Das ganze Gebiet der indischen Magie, Liebeszauber, Verwünschungen, Beherungen usw., birgt zahlreiche in die Urzeit hineinreichende Stoffe. Ebenso gehen die Vorstellungen vom Rheingold der Nibelungen und von der Achillesferse auf alte Natursymbolik zurück. —

Die Brieftauben und die Kälte. Der 93 Jahre alte Führer Jean Payot in Chamouny, dem bekannten Ausgangspunkt für die Besteigung des Montblanc, ein noch rüstiger Greis, erzählt, daß vor 50 Jahren gewöhnlich Tauben mit auf den Montblanc genommen und dort frei gelassen wurden, um den glücklichen Aufstieg in Chamouny zu melden. Zwar waren es keine eigentliche Brieftauben, sondern gewöhnliche Weibchen, welche Junge im Thale hatten. Bei der geringen Entfernung ist daher kaum ein Verirren möglich; trotzdem kamen die geflügelten Boten nur in den seltensten Fällen in Chamouny an, weswegen die Sitte wieder abkam. Man muß hieraus wohl schließen, daß die große Kälte die physische Kraft der Tauben außerordentlich erschöpft oder daß ihr wunderbares Orientirungsvermögen durch die tiefe Temperatur vollständig in Verwirrung geräth.

Diese alte Erfahrung mit den Tauben von Chamouny hat sich bei den von André, dem Luftfahrer nach dem Nordpol, mitgenommenen Brieftauben durchaus bestätigt. Am 11. Juli 1897 stieg André auf, und am 15. Juli setzte sich eine seiner Tauben ganz ermattet auf eine Segelstange des norwegischen Fangschiffes Alken, wo sie sofort den Kopf unter einen Flügel steckte und in dieser Stellung getödtet wurde. Nach der Devesche, die sie trug, war sie unter 82° nördl. Br. und 15° östl. L. am 13. Juli Mittags frei gelassen und zwar als die dritte Taube seit der zwei Tage vorher erfolgten Abfahrt. Geschossen wurde sie unter 80 1/4° nördl. Br. und 20 1/4° östl. L., und zwar kam sie aus Süden fliegend von dem etwa vier Meilen entfernten Lande. Ihre Richtung hatte sie demnach total verloren und außerdem zeigte sie sich vollkommen erschöpft. Auch hat man weder von ihren beiden Vorgängern noch von den zahlreichen unzweifelhaft später noch aufgelassenen Tauben André's je etwas gehört oder gesehen. In den kalten Regionen des hohen Nordens scheinen daher die Brieftauben zur Uebermittlung von Nachrichten wenig geeignet. —

Kein Heiliger, aber ein Märtyrer. Kurz nachdem der General der Kommune Dubal erschossen worden war, kam ein Mann zum Standesbeamten, um die Geburt eines Knaben anzumelden, den ihm seine Frau geschenkt hatte. „Welche Vornamen soll das Kind haben?“ fragte der Beamte. „Charles Dubal,“ antwortete der Mann. „Aber Dubal ist doch kein Vorname,“ erwiderte der Beamte. „Der steht nicht im Kalender; das ist kein Name irgend eines Heiligen.“ „Allerdings nicht der eines Heiligen,“ versetzte der Vater, „aber der eines Märtyrers.“ —

Nachdruck des Inhalts verboten!